



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 149.

Donnerstag, 30. Juni

1927.

(2. Fortsetzung.)

### Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Mll.

Nun brannte das Feuer endlich, die Scheite glühten rot, und es begann warm zu werden, in dem großen Zimmer.

Bianca fühlte sich allmählich in dem tiefen Sessel am Ofen, die Füße gegen den Kof gestemmt, von der Wärme durchdrungen.

„Bringen Sie mir mal meine große Handtasche . . . Und den Tee, bitte.“

Die Amme, die eine große, silberne Fürstenkrone auf der Tasche bemerkt hatte — sie war nicht zu übersehen —, brachte die Tasche und ging, das Teewasser aufzusehen. Als sie wiederkam mit dem Teegeschirr, war die Dame, die ihr da ins Haus geschneit war, gerade dabei, sich die Augenbrauen mit einem Stift nachzupinseln . . .

„Na, was schauen Sie mich so an? Haben Sie das noch nie gesehen?“

„Ne.“

„Nun lassen Sie sich nicht stören.“

Und die Prinzessin fuhr fort, sich die hellen Brauen dunkel zu malen, den Mund rot zu färben, das Gesicht wurde leicht überpudert mit einer kleinen rosa Quaste.

„Die Hände kann man sich wohl auch irgendwo waschen?“

Die Amme stieß die Tür zum Nebenzimmer rechts auf und zündete zwei Kerzen vor dem Toilettentisch an. Es war ein sehr großes, helles Schlafzimmer, sehr geordnet, etwas kühl, die Rückwand über beide Betten war mit einer leichten Wandbelleidung aus hellblauer Seide bespannt, auf dem Toilettentisch fand sie frisches Wasser, Eau de Cologne und Seife.

„Also, hören Sie mal, Sie heißen Auguste . . . Das hab' ich mir gedacht. Ich kann den Menschen nämlich ansehen, was sie für Vornamen haben. Mein Vetter kam schon als „Fedor“ zur Welt . . . Ich kann auch den Leuten ansehen, was sie für Handschriften haben und lese den Charakter aus der Handschrift.“

„Machen Sie det für Jeld?“

„Nein, ich mache alles, was ich tue, zu meinem Vergnügen . . . Nur diese Reise habe ich nicht zu meinem Vergnügen gemacht . . . Da meldet sich ja der Junge wieder . . . Fedor schrie auch so viel . . . Sorgen Sie also für das Abendessen, legen Sie nochmals Holz auf den Ofen und machen Sie, daß der Bengel aufhört zu schreien . . . Das ist ja nicht auszuhalten . . . Solange er so schreit, will ich ihn nicht sehen. Ich kann Kinder erst vom vierten Jahr ab vertragen. Nachher kann ich's ganz gut mit ihnen. Ich habe ein paar kleine Nissen, denen ich Mützen und Capes hülle und Elefanten nähe.“

„Det kennen Sie doch?“

„Ich kann alles, was ich will . . . und Sie können das auch.“

„Ja nich . . . ich kann nich malen und kann keen Klavier spielen.“

„Dafür können Sie aber ein Kind nähren, das kann ich zum Beispiel nicht.“

Die Amme lachte, das harte Bauerngesicht zerriß. „Nee, Sie sind doch zu komisch . . . gnä . . . Frau . . . oder wie soll man Sie anreden?“

„Einfach Madame . . . Wenn ich reise, bin ich

Madame. Das andere ist Ballast, ich schlepp' mich nicht gern . . .

Aber, daß sie nicht einmal Zentralheizung hier drausen haben! Die Vorstellung, daß das Feuer ausgehen könnte, macht mich frösteln. Ich kann feins anmachen, ich wäre dem langsamen Tod des Erstierens ausgelegt.

Weshalb hat man uns nicht Feueranmachen gelehrt, statt Hofknize? Wozu hab' ich reiten und fahren gelernt? Ich habe weder Pferde noch Wagen. Und locken kann ich nicht, keinen Knopf kann ich mir annähen, kein Kind könnte ich wideln, geschweige denn baden . . . Ich werde auch nie eins haben, die Wahrsagerin auf der Messe in Toulouse hat mir's gesagt . . .

„Ach Gott, der Junge, ja, laufen Sie nur . . .“

Die Amme hatte den Tee gebracht. Er war stark und erfrischte die Prinzessin. Das Feuer flackerte und brannte, und die Holzscheite knackten in der Glut. Eigentlich war es ganz behaglich hier drinnen.

Plötzlich sah sie etwas, das sie noch nie in Margas Umgebung gesehen hatte. Sie stand auf. In einer Kolumbetrine, die auf schlanken Beinen neben dem Schreibtisch stand, blinkte hinter faszettierten Scheiben altes Porzellan auf rotem Damast, zarte Elfenbeinfächer aus vergilbten Menconspigen, die Orden verblühener Urahnen lagen ausgebreitet zwischen den Köden von Krinolindamen, deren schwarze Säume mit Goldblumen bestreut und mit einem wundervollen Atroja gefüllt waren, seltene Stücke, wie ihre Mutter sie gesammelt hatte. Sie erkannte sie alle wieder. Fedor hatte sie vielleicht aus den Trümmern des Zusammenbruchs gerettet. Daneben, halb verborgen von einem Fächer, wie verschämt in eine Ecke hingestellt, zwischen einer gelben Potpourrivase und einem Altfrankentaler, gekittetem Schreibzeug, glänzte eine auffallend prunkvolle Dose.

Ihr Gold leuchtete grünlich, auf dem Deckel rahmten große Diamanten und blaue Perlen ein Blumenbukett aus Elfenbein ein, eine Girlande von Smaragden, und Perlen war seitlich um ein Wappen eingefügt, eine Fürstenkrone aus geschliffenen Diamanten schloß die Girlande ab. Das Ganze etwas plump, mehr für asiatischen Geschmack berechnet, aber immerhin ein Wertstück, von dem sie sich nicht erinnerte, wie es in dieses Haus gekommen war. Und weshalb man es in diese Ecke stellte? War es zu wertvoll oder — — zu in die Augen springend?

Aber dann schloß man es ein, tat's in ein Safe zum Bankier . . . Es war ein beunruhigendes Stück in der Tat. Es blendete, zog an — und enttäuschte durch seine kalte Pracht und seine Blumpheit —. Die Steine waren so groß, daß man sich kaum denken konnte, daß sie echt waren.

Aber in dieser Vitrine war alles echt und von einem gewissen Wert . . . und diese Tabatière war ein seltenes Stück . . . schon an sich, es war eine Dose, wie auf Bestellung eines Fürsten gemacht, die nur ein einziges Mal existierte. 17. Jahrhundert sicherlich.

Wie mochte die Dose in Fedors Hände gekommen



Sie paßte zu Damasttapeten, Tapeten eingeleiteten Boulemöbeln, nicht zu gestrichenen Tannendielen und Kofosteppichen.

In ihrer Versunkenheit hatte die Prinzessin nicht die Stimmen auf dem Flur gehört, und als die Tür aufstieß, stand sie noch immer und betrachtete sinnend die Dose durch ihr Monotel.

"Bianca?!" rief eine helle Stimme.

Die junge Frau warf ihre Pakete hin und eilte auf die Freundin zu, umarmte sie mit heftiger Bewegung.

"Daß du gekommen bist!"

"Aber Kind, Kind . . . beruhige dich doch . . . ich bin gekommen und bin da . . ."

"Wie bist du denn hergekommen? Und so rasch! . . . Ich denke du bist in Paris — oder in Madrid . . ."

"War ich auch. Aber da kam dein Brief! Du schreibst: Ich habe dich! Da setzte ich mich in den Luxuszug und fuhr her! Nahm ein Auto und kam zu dir heraus. Außerdem habe ich hier etwas zu tun. Übrigens alles ganz normal und angemeldet mit dieser Depesche."

Und sie reichte der sprachlosen Freundin das Telegramm . . . "Öffne und lies . . . Ankomme heute abend gegen sechs, bleibe drei Tage Berlin, möchte bei dir wohnen, erwarte dich Bahnhof. Bianca."

"Aber wie hast du denn hergefunden? Hier heraus?"

"Schlimm . . . Irrfahrten durch Regen und Wind . . . Wie kann man so weit herausziehen! Das ist ja das reinste Wildwest . . . und die Häuser nicht einmal bewohnt . . . Ein Briefträger zeigte uns den Weg . . ."

Marga hatte ihren Mantel abgeworfen und stand in ihrer überströmenden Zartheit vor der Freundin . . .

"Wir sind froh, überhaupt eine Wohnung gefunden zu haben. Als Fedor aus dem Krieg kam, hatten wir keine eigene Wohnung, und so zogen wir zu Mama . . ."

"Oh, das muß lustig gewesen sein. Habt ihr euch denn vertragen mit Madame?"

"Ja, bis das Kind kam . . . Der Junge . . . den sie sich immer so wünschte . . . Aber Theorie und Praxis . . . Um ein Kind sind viel Sorgen und Leiden — Schon ehe es kam . . . die Operation und das Krankenhaus . . . Das hat viel Geld verschlungen, alles, was wir uns gespart hatten, ging drauf. Und dann . . . Mama vertrat sich mit Fedor nicht, das Kind vertrat meine Milch nicht und die Amme vertrat sich nicht mit Mamas Köchin . . . Fedor suchte sich eine Stellung, fand sie endlich an dieser Fabrik, mit einem elenden Gehalt, von dem wir nun leben. Aber es reicht nicht. Und dazu die ewige Sorge, ob man sein Dach über sich behält, ob man uns das Haus nicht überm Kopf verkauft oder ob man die Miete nicht steigert. Neue Kleider, neue Moden, Autos, Feste, Theater, Konzerte, neue Bücher sind für uns Märcen geworden. Ich sehe Autos immer vorüberfahren, lese nur noch von Bällen, aber wir sehen nichts mehr davon. Ich sehe nur das Kind, die Amme, die Küche, den Wald — und abends den müden Fedor mit der Zeitung auf dem Sofa . . . Und nach dem Essen die Zigarette und dann geht man schlafen."

"Aber das ist ja ein Hundeleben, Marga! Von Sorgen schreibst du nie."

"Fedor hat es mir verboten. Und wozu von Zahnschmerzen schreiben, wenn man mir nicht helfen kann? Eine eigene Wohnung, Bianca, irgendwo und wenn's am Ende der Welt war . . ."

"Und weshalb zogt ihr in dieses entsetzlich entlegene Haus, um das im Winter die Wölfe heulen?"

"Liebe Bianca! Hier kann man Wohnungen nicht mehr mieten, sondern muß sie kaufen, verstehst du! Zu einer Wohnung in der Stadt konnten wir das Geld nicht aufbringen, und wir waren froh, als uns jemand dieses Haus verriet. Ganz heimlich sind wir hergekommen, bei Nacht, wir haben's uns gar nicht ordentlich angesehen, es war ein Dach über uns, eine Wohnung, in der man sein eigener Herr ist . . . Ich hatte die Absicht, mir ein Atelier einzurichten . . . Aber bei dem Jungen — und diesen Dienstboten! Du lächelst? Ach ja, du kommst ja aus der großen Welt. Wie gut siehst du aus! Unverändert. — Du bringst einen Duft mit, von Spanien oder Paris . . . wie ein Parfüm. Die schönen Tulpen dort in dem Glas, die hast du mir mitgebracht? Von der Riviera? Und gestern warst du noch in Paris . . ."

"Und wo wohne ich?" fragte Bianca . . .  
"Das arrangieren wir schon, und wenn ich dir mein eigenes Bett geben muß. Fedor zieht in die Bodenkammer. Ich lasse dich auf keinen Fall fort. Aber, daß du gerade heute kommen mußt, in das Durcheinander . . . Und dann — heute hat Fedor seinen Regimentsabend! Er ist der Vorstand."

"Laß ihn ziehen! Mann in die Verletzung. Wir sind dann ungestört. Dazu kam ich ja her . . . Also deine Mutter wohnt nicht mehr auf ihrem Schloß in der Mark?"

"Längst nicht mehr. Sie ist in ihre Stadtwohnung übergesiedelt, das Schloß hat sie verschleudert, weil niemand jetzt Schlösser kauft . . ."

"Aber ihr Palais in der Stadt?"

"Das ist beschlagnahmt. Sie bewohnt fünf Zimmer davon, schlägt sich mit den Mietsleuten herum, hat einen Mieterat im Haus . . . Die Mieten werden ihr gespundet für Steuern und Reparaturen . . . Ihre Rente, die Papiere, das ganze Vermögen ist fortgeschwommen in der Inflation, der Rest war Kriegsanleihe . . . Fedor hielt darauf . . . Wagen und Pferde sind abgekauft, sie geht zu Fuß, hält keine Bedienung mehr . . ."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Wegweiser.

Er reißt die dürrn Arme übers Land,  
Läßt altersgrau mit ausgefurchten Zügen  
Des Lebens wechselnd Spiel vorüberfliegen,  
Selbst in des Dienstes starre Fron gekannt.  
So ragend wie ein Leuchtturm steil am Strand,  
Dem tief zu Füßen sich die Wellen wiegen,  
Steht er in weiter Schau die Straße liegend  
Und fern enttauchen unterm Himmelsrand.

Ihm bleibt verborgen nichts von Menschenwesen,  
Da er dem Glück und Unglück gibt Geleite  
Und gleiches Wanderziel verheißt für beide.

Sein stummes Winken läßt die Inschrift lesen,  
Daß, so verworren auch die Wege scheinen,  
Doch heimwärtswandernd alle sich vereinen.

Heinrich Heis.

## Ameisen-Abenteuer.

Von J. J. Ruchpiedel.

Über den Nadelboden kriechen eilig und flink, rastlos und unauffällig die kleinen, unansehnlichen Tierchen, braune, fuchsig-schwarze Ameisen. Die heiße Mittagssonne glüht auf ihren hohen Wohnhügel, der als halt und tragende Balken die kleinen Zweige einer winzigen Jungtanne benützt. Ein prächtiges Haus ist es, ein Wollenträger im Reich der Ameisen, ein Turmhaus aus Pflanzenstoffen und Erdkrümeln, aus Nadeln und Zweigstücken. Wenn ein amerikanischer Wollenträger den Baureford dieser fleißigen Tierchen schlagen wollte, dürfte kein Wollenträgerdach unter sechshundert Metern liegen. Die zwei Eingänge des Ameisen-Turmhausnestes am Rande der Tannenschonung, in der Nachbarschaft des Eichenjungwäldes sind so versteckt, daß sie kaum auffindbar sind.

Ein reges Leben und Treiben herrscht in der prall-goldenen Sonne, die schräge Gassen in die bläulichen Schattenfisternisse zwischen den rötlichen Tannestämmen baut. Auf zwei bis drei Zentimeter breiten, wohlgebauten Ameisenstraßen ziehen die kleinen Geschöpfchen, eine hinter der anderen hinaus, eine hinter der anderen zurück. Besonders ein kleiner Strauch am Rande des Waldweges lockt sie an. Siebzehn Meter etwa liegt er von ihrem Riesenhaue entfernt. Von dort kommen sie in vielen Tausenden zurück und schleppen Lasten in ihren feinen Riefeln mit sich, die größer sind als sie selbst. Rindenstückchen, Blattstiele, Samenhüllen, Fichtennadeln, weiß der Ruckuck, was alles. Eine lange Kolonne arbeitet in der Straße, die in die entgegengesetzte Richtung des Strauches in den Nadelwald führt. Unermüdet sind sie daran, kleine Steinchen, Stückchen Holz, Grasschälchen wegzutragen und wegzuzupfen. Unter einer Wurzel bohren sie einen langen, kunstvollen Tunnel sogar.

Der Hügelbau dieses hier wohnenden und Zehntausende von Mitalliedern zählenden Ameisenvolkes scheint noch nicht fertig zu sein. Unzählige schleppen noch ausgeschachtetes Material aus dem Inneren heraus. Andere nehmen es inner



ihrem halb unterirdischen Vorkommen. Sie errichten kleine Hügel mit trichterförmiger Einsenkung darauf und bohren oben ein kleines Löchlein hinein, einen neuen Eingang.

Wenn man vorsichtig einen Teil des Baues abhebt, sieht man, wie kunstvoll und vorausschauend ein solcher Bau angelegt ist. Im oberirdischen Teil laufen nur zahlreiche Gänge, die alle zu der unterirdischen Wohnstätte führen. Man sieht das eigentliche Ameisenneß, das aus Gängen, Galerien und Höhlen besteht, die nach dem Zentrum zu sich immer enger zusammenhängen. Ein richtiges Bergwerk! Wo aber nicht geraucht und Kohle gebrochen wird, sondern die Früchte der Arbeit aufgestapelt werden, neue Völker entstehen, der Nachwuchs aufgezogen wird. Ja, und unterirdische Gänge führen zu anderen Nestern und Städten desselben Volkes in der weiteren Nachbarschaft. Man sieht geflügelte Männchen und Weibchen in den Höhlen, die nicht arbeiten, sondern denen allein die Fortpflanzung obliegt, die ernährt werden von den vielen Tausenden der flügellosen Arbeiterinnen, verkümmerten Weibchen, die sich den ganzen langen, lieben Tag für ihre Herrschaften abmühen müssen.

Einige Ameisen ruhen sich vor dem Bau und machen Toilette. Sie haken sich gegenseitig. Die Vorderbeine benutzen sie als Kamm und Bürste und ruhen und säubern wie Katzen ihren ganzen Körper. Zuweilen reinigen sie diesen ihren Friseurapparat mit den großen, beweglichen Kiefern. Und dort kniet sich eine Ameise nieder, legt sich unter das Gesicht der anderen und bleibt still liegen. Die andere weilt, was los ist und um was sie gebeten wird. Sie friert ihren Kameraden, rollt ihn hin und her und spielt mit ihm. Es ist Ruhepause in der Arbeit. Aber plötzlich kommt ein neues, geheimnisvolles Kommando, und alle Ameisen, die untätig vor dem Bau lagen, eilen wieder von dannen, schleppen Nahrung, Baustoffe heran, helfen den zu schwer beladenen Genossinnen unterstützen sie oder tragen die ganz müde gewordenen mit der großen Friedlichkeit und Aufopferung. Plötzlich aber stößt eine Weile nieder, eine Blaumeise, und gabelt mit dem Schnabel eine ganze Gruppe der ahnungslosen Tierchen und fliegt wieder weg. Verwirrung, Stuhlen entsteht in dem Gewimmel. Zwei Ameisen sind entkommen, aber verletzt und versuchen vergebens, von der Stelle zu kriechen. Zwei Kameraden kommen heran und nehmen die Verwundeten zwischen ihre Kiefer. Unter starker Bedeckung trägt man sie, mit Ablösung, in den schützenden Bau.

Andere kriechen lange Grastripfen nahebei empor und sammeln den süßen Rot ihrer Milchkühe, der Schildläuse, kriechen Strauchweine entlang und verfolgen die Spur der Blattläuse, um möglichst viel von dem süßen, honigartigen Stoff zu bergen. Einige scheinen unzufrieden mit dem Ergebnis zu sein, denn man sieht, wie sie mit Blattläusen zwischen den Kiefern die Zweige wieder herabklettern und ihre Milchkühe auf andere Zweige bringen, auf eine andere Weide.

Wiederum entsteht eine große Bewegung. Eine große Heerschar von Amazonenameisen, die zur Arbeit und Nahrungsherbeischaffung verkümmert sind, aber mächtig stark und mit riesigen Kiefern ausgestattet, von Beutezügen leben und aus den erbeuteten Kolons und Larven sich Sklaven und Nahrungsarbeiter heranziehen, stehen plötzlich in einer gewaltigen Masse vor dem Ameisenbau. Schon sind sie gemeldet. Tausende der kleineren Ameisen bedecken im Nu die Oberfläche des Baues. Sie sprühen den dünnen Giftstrahl ihrer Ameisensäure wie winzigen Fontänengigant den überstarken Amazonenameisen entgegen. Die Luft riecht nach scharfem Essig. Aber mutig stürzen sich die Amazonen in das Gewimmel, schleudern mit ihren Kiefern die schwächeren Gegner beiseite und dringen zu Hunderten in die unterirdischen Höhlen ein. Vor ihnen sind schon die flüchtenden Besitzer des Baues hineingestürzt, mit Larven und Kolons in den Kiefern stürzen sie fluchtartig wieder hinaus und suchen das Weite. Aber in ihrer Angst und bei ihren großen Verlusten haben sie nicht alle Larven und Kolons mitnehmen können. Die Amazonen kommen in dichtgeschlossenen Scharen bald aus allen Löchern wieder hervor und machen sich mit ihrer Beute davon, wütend von den Geplünderten darauf verlosat. Sie hängen sich an die Beine der starken, kühnen Gegner, beißen hinein, träufeln Ameisengift in die Wunden. Doch der starke Gegner wendet sich um. Seine Kiefern gleiten zurück. Er packt den unterlegenen Verfolger, der seinen Besitz wieder haben will, und durchbohrt ihm von zwei Seiten den Kopf.

Aber nun kommt unten vom Baum ein Taktweise, aus dem lodernen Eisenbestand ein Dirsch mit vordigem Gehörn. Hochbeinig und grazil trotz der breiten, weichen Brust zieht er über das sonnige Gras, halb im Schatten des Laubes dahin. Wohin wird er sich wenden? Er ist erst etwas, das edle, schwarzleuchtige Haupt herab, einmal den rechten, dann den linken Vorderfuß rasend vorgestreckt. Tändelnd, schmausend kommt er näher, bis er die Ameisenstätte sieht, riecht. Gemächlich kommt er noch näher, bis er vor der Wohnpyramide steht. Dann knipst und tritt er mit allen vier Hufen hinein, von tausend, aber tausend kleinen Giftfontänen der Ameisen getroffen. Seine hornigen Füße treten Hunderte tot. Gleichgültig ist ihm das. Er liebt es, auf diese Weise ein Ameisensäurebad zu nehmen. Essigduftend zieht der ungeheure Riese und Zerstörer wieder ab, eines von den vielen Schicksalen, gegen das keine Ameisenkraft gewachsen ist.

Von den Zweigen einer höher gewachsenen Tanne läßt sich eine Spinne am selbstgewebten Faden hinab und baumelt philosophisch und unantastbar über den wimmelnden, fleißigen Zweigen, die durch die Ordnung ihres Staates allem vernichtenden Unheil entgehen.

## Antennen.

Von Karl Demmel.

Strahlen, Blitze, Dächer, Gärten und Höfe haben sich verändert, haben über sich hin einfache oder doppelt gespannte bronzene Drähte laufen. Die Wissenschaft hat diese Drähte als „Antennen“ bezeichnet. Der Name, fremdländischen Ursprungs, sagt nichts. Empfängeranlage ist deutsch und erscheint uns reichlich — geizert, Antenne sagt alles bildliche mit drei Silben, das deutsche Wort benötigt deren sechs. Der Erdball ist um ein Netz von gespannten Drähten wohlhabender geworden. Von der großen Schwesterantenne auf den schwindelnd-hohen Funktürmen hören die kleinen Empfängeranlagen im Reich des Wellenkreises neugierig alles ab.

Auch das Telefon können die Antennen manchmal belauschen. Elektrischer Strom färbt Stimmen, läßt Sinfonien brausen. Wir nennen es Radio.

Auf einsamsten Bauernhöfen, in idyllischen Dörfern, von Kirchtürmen und Schornsteinen herab, in düstigen Industriestädten, beschaulichen und behäbigen Nestern deutscher Kleinstadt, in der Großstadt, am Meer ... überall schaukeln Antennen im Winde.

Die Musik Beethovens schwebt durch den Weltraum, das Ergüßelte irgend eines Gelehrten schwingt hinweg über Länder, Flüsse und Gebirge. Und jede geschaltete Antenne kehrt vom Ton, vom Wort.

Schenkt uns Erfindergeist nicht etwas Kostliches? Unscheinbare, wettersähe Drähte bringen dem einsamsten Hause, mag es noch so versteckt liegen, die Welt, die Werke untergängerlicher Meister, Worte junger Dichter, Gesang nachtigallärer Stimmen.

Alles, was redet, was tönenden Ausdruck hat, hört die Antenne, hört das Ohr des meilenweit entfernt sitzenden Menschen.

Die Antenne selbst ist so anspruchslos, sie friert in der Kälte, sie schmückt sich mit Rauhfleiß, sie läßt Regentropfen an sich entlang laufen, gibt manchmal einem Vögeln einen Ruhepunkt.

Der beste Freund der Antenne ist der Briefträger, der für ihr Dasein Miete beansprucht, Gebühren, wie es amtlich heißt. Und diese Gebühren will der große Funkturm haben, damit immer und immer neu das Ausgehende all des Guten und Schönen geschehen kann.

Manche Antenne steht stolzer aus als ihre Schwester, ist höher hinaus gespannt. Und wir Menschen sollen der Antenne dankbar sein, daß sie uns so oft stille Stunden verschönt und manchmal auch köstliches Lachen in sich hat.

## ○○○ Scherz und Spott ○○○

**Merkwürdig.** Der abreisende Gast hatte seine Rechnung erhalten, und gleich danach fragte der Direktor den Oberkellner: „Gaben Sie dem Herrn in Zimmer 29 seine Rechnung?“ — „Ja!“ — „Haben Sie auch nichts vergessen?“ — „Nicht daß ich wüßte.“ — „Höchst merkwürdig“, murmelte der Direktor. „Ich höre ihn noch immer in seinem Zimmer pfeifen.“

**Die schwerste Arbeit.** „Wann ist eigentlich deine schwerste Arbeitszeit?“ — „Immer vor dem Frühstück.“ — „Was tust du denn da?“ — „Ich muß aufstehen.“



## Die letzten Fortschritte in der Papier-Industrie.

Die Einführung der Papiermaschine vor mehr als einem Jahrhundert, die Erfindung des Holzschnittes als Ersatz der Lumpenfaser im Jahre 1840 und des Zellstoffes einige Jahrzehnte später, stellen ohne Zweifel die wichtigsten technischen Fortschritte auf dem Gebiet der Massenherstellung des Papiers dar. Die wohlfeile Tageszeitung, für jedermann erschwinglich und jedem täglich eine kaum zu bewältigende Stofffülle darbietend, die nicht minder wohlfeile Zeitschrift, sei sie nun fachwissenschaftlichen oder schöngestigen Inhalts; beide Erzeugnisse unseres „papiernen Zeitalters“ (von den anderen ganz zu schweigen) sind jedenfalls ohne diese drei gewichtigen Fortschritte nicht gut denkbar. Auf der Dresdener Jahreschau Deutscher Arbeit, die in diesem Jahr das Papier in seiner Entwicklung, seiner heutigen Herstellung und mannigfaltigen Verwendung zeigt, wird das ursprüngliche Schöpfen des Papiers mit dem Handsieb aus der Bütte von zwei chinesischen Papiermachern praktisch ausgeführt. An ihrer Leistung läßt sich recht deutlich erkennen, daß ein jährlicher Papierverbrauch von 25 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung, wie er in Deutschland zu verzeichnen ist, oder gar von 75 Kilogramm pro Kopf, wie ihn sich der Amerikaner leisten kann, bei der Handschöpferei ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Das handgeschöpfte Büttenpapier stellt heute einen Luxus dar, und kommt deshalb nur noch für besondere Zwecke zur Verwendung. Für Tageszeitungen und die meisten Zeitschriften wird heute das billigere, auf der Maschine hergestellte Holzpapier verwendet, das meist aus 80 v. H. Holzschnitt, etwa 20 v. H. Zellstoff und einigen Zusätzen besteht. Die neueren Fortschritte, die in der Papierindustrie zu verzeichnen waren, betrafen sich nun zum Teil mit den Maschinen, die der Herstellung des Holzschnittes und des Papiers selbst dienen sowie mit den chemischen Methoden der Aufschließung des Zellstoffes. Beide Grundstoffe, der Holzschnitt und der Zellstoff, werden aus Nadelhölzern erzeugt, wobei man allgemein die Fichte vorzieht, da Kiefer und Tanne weniger Verwendung finden. Während jedoch der Holzschnitt lediglich durch die mechanische Zerkleinerung der Hölzer erzielt wird, muß der Zellstoff, die reine Zellulose des Holzes, chemisch erschlossen werden. Bei der Herstellung des Holzschnittes wird das sorgsam geschälte Fichtenholz gegen einen groben, schnell umlaufenden Schleifstein gedreht, der die Stämme unter stetem Wasserfluß zerhackt. Die Leistungsfähigkeit der Holzschleifer wurde in den letzten Jahren wesentlich gesteigert durch den stetigen Schleifer, eine deutsche Erfindung, bei dem zwei in einem senkrechten Schacht umlaufende Greifketten die oben in dem Schacht eingestapelten Hölzer dem untenliegenden Schleifstein zuführen. Der stetige Schleifer hat eine höhere Leistung als die bisher gebräuchlichen Pressschleifer und liefert auch feineren Holzschnitt.

Für die Herstellung der Zellulose wird das Holz auf besonderen Maschinen in etwa bohnen große Schnitzel zerhackt. Die Schnitzel werden sortiert und in großen eisernen Kesseln, die in den Fabriken durch vier bis fünf Stockwerke emporreichen und 200 Kubikmeter und mehr fassen, in einer zugeleiteten Sulfatlauge etwa 15 Stunden lang bei 6 Atm. Druck gekocht. Die Lauge löst aus den Holzsnitzeln das Lignin und andere die Verholzung bedingende Bestandteile heraus, und ermöglicht die Entstehung eines gleichmäßigen, bleichfähigen Papierstoffes. In der Papierfabrik wird der Holzschnitt und der Zellstoff (beide verlassen die Fabrik mehr oder weniger trocken als pappeähnliche, zusammengefallene Pakete) im Hüllender in einem bestimmten Verhältnis gemengt, gemahlen, mit Füllstoffen, auch Leim, vermischt und gebleicht. Der so entstandene Papierbrei gelangt in große Bütten, in denen ein Rührwerk und ein Knotenfänger für eine gleichmäßige Dichtigkeit des Breies sorgt. Aus der Stoffbütte gelangt der Brei über einen Regulator und Sandfänger zum endlosen Sieb der Papiermaschine, in deren Naß- und anschließender Trockenpartie aus der dünnen Schicht des Faserbreies ein endloses Papierband entsteht. Da die neueren Papiermaschinen infolge größerer Umlaufgeschwindigkeit und größerer Siebbreite bedeutend größere Tagesleistungen (bis zu 120 000 Kilogramm Papier in 24 Stunden) ausweisen, so hat sich im Laufe der Zeit das zu einer Tonne Papier erforderliche Arbeitspersonal recht bedeutend vermindert. Vor zwei Jahrzehnten gehörten zur Erzeugung

einer amerikanischen Tonne (907 Kilogramm) Zeitungspapier noch etwa sieben Arbeiter, heute nur noch höchstens zwei.

Auf dem Gebiete der Altpapierverwertung ist in letzter Zeit eine Erfindung gemacht worden, die sich mit der Entfernung der Druckerwärze von Altpapier befaßt. Da der Anteil von Altpapier und Papierabfällen an den Gesamtrohstoffen der Papierindustrie etwa 9 v. H. beträgt, und der Hauptteil des Altpapiers aus bedrucktem Papier besteht, so hat die Entfernung der Druckerwärze, die nicht wie Tinte und Schmutz durch das gewöhnliche Bleichverfahren entfernt werden kann, eine ziemliche Bedeutung.

Auch auf dem Gebiete der Zellstoffbleicherei sind in den letzten Jahren bemerkenswerte Neuerungen zu verzeichnen gewesen. Die dem Holz je nach Art und Vorbehandlung eigentümliche Farbe überträgt es auf die aus ihm hergestellten Produkte, den Zellstoff und Holzschnitt. So ist der Holzschnitt aus dem Holz der Fichte gelblich weiß, der Tanne weiß bis schwach rötlich, der Kiefer rötlich gefärbt. Die Sulfatzellulose hat einen gelbbraunen, der Natronzellulose einen rötlichen graubraunen Farbton. Da derartige Färbungen bei den meisten Papieren stören würde, ist eine Bleichung erforderlich, d. h. durch Einwirkung chemischer Mittel müssen die gefärbten Verbindungen in ungefärbte umgewandelt oder die gefärbten unlöslichen Körper müssen in lösliche, die auswaschbar sind, übergeführt werden. Zur Bleichung pflanzlicher Faserstoffe werden allgemein die Salze der unterchlorigen Säure verwendet. Bezogen früher die Papier- und Zellstoffabriken die Bleichmittel aus zweiter Hand, so sind sie in neuer Zeit mehr und mehr dazu übergegangen, sich die Bleichflüssigkeiten durch Zerlegung von Alkalichlorid mittels elektrischen Stromes selbst herzustellen.

Das ähnlich dem Holzschnitt auf mechanischem Wege gewonnene Halbzeug aus Stroh, das früher zur Herstellung des ganz gewöhnlichen Strohpapers diente, wird heute fast gar nicht mehr hergestellt. Sinegen findet die chemisch erschlossene Strohcellulose, die kurzfasriger, aber härter als die Holzcellulose ist, noch mancherlei Anwendung. Viel von sich reden machte in letzter Zeit die Erschließung der Maisstengelfaser, die angeblich eine hohe Ausbeute verheißt und bedeutend wirtschaftlicher herzustellen sei als der Holzcellulose. Neu ist an sich die Verwendung der Maisstengel zur Papierherstellung nicht, wohl aber sollen erst jetzt die Aufbereitungsverfahren so weit vereinfacht worden sein, daß Papier aus Maisstengeln billiger als das aus Holz werden soll. Ob sich die hochgespannten Erwartungen des Erfinders, eines ungarischen Ingenieurs, die eine Umwälzung in der Papierindustrie verheißten, erfüllen werden, bleibt abzuwarten.

Unabhängig von der rein fabrikationstechnischen Verbesserung der Papierherstellung hat man durch Anwendung der neuesten allgemeintechnischen Fortschritte, wie Anwendung von Wärmespeichern (Ruhrespeichern), verbesserte Wärmekontrolle, Mehrmotorenantrieb der Papiermaschinen, elektrischen Einzelantrieb der Schleifer, Hüllender und Kalanders, durch moderne Transportanlagen, Elektrokarren usw. den betriebstechnischen Wirkungsgrad der Papierindustrie so weit gesteigert, daß moderne Betriebe dieser Art als Musterbeispiele der fließenden Fertigung angesehen werden dürfen. Tr.

## Technische Neuigkeiten.

**Reines Vanadium.** Seit Sessström 1830 das in vielen Eisenerzen, Basalten usw. vorkommende metallische Element, Vanadium, entdeckt hatte, das hauptsächlich zu Metalllegierungen benutzt wird, war es nie gelungen, dieses Metall in reiner Form zu erhalten. Jetzt erst, also fast nach hundert Jahren, haben zwei amerikanische Chemiker, J. W. Marden und M. S. Rich, ein Verfahren gefunden, das Metall von seinen Beimischungen zu befreien. Die Methode der beiden Gelehrten besteht in einer Mischung von Vanadiumoxyd, metallischem Kalzium und Kalziumchlorid, die in einem elektrischen Schmelzofen eine Stunde lang einer Temperaturwirkung von 900 Grad unterworfen wird. Wenn die erhitzte Masse unter stetem Rühren in Wasser gekühlt wird, scheidet sich das Vanadium in Form von hellglänzenden Perlen ab, und die Analyse ergab, daß diese zu 99,9 Prozent aus dem reinen Metall bestehen.